

1352 | 25.1.2015

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

To be or not to be – Charlie

Die Integrationsdebatte und die Vertriebenen 3

Ernst Gierlich

Ein Staat ist ein Staat ist ein Staat?

So einfach ist das nicht, zeigt eine völkerrechtliche Tagung 7

Carsten Eichenberger

Der Kunstmarkt als Geiseldrama

Provenienzforschung zur Zeit vor und im Zweiten Weltkrieg 10

Arkadiusz Luba

Vergangenes Land

Galizien in Mythen und im Bewusstsein seiner Bevölkerung 13

Mariusz Koity

Irgendwie ging es immer weiter

Edith Lorenz erinnert sich an eine Kindheit, die keine war 16

Dieter Göllner

Als aus Landsleuten Migranten wurden

Ausstellungstrilogie der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen 18

Wolfgang Steffanides

Wahrheit von Staats wegen

Slowakisches Museum der Karpatendeutschen in Preßburg 19

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Finckenstein: Möwen über dem Bruch (*Barbara Kämpfert*) 21

Rowinski: Zygielbojms Reise 22

Tilitzki (Hg.): Protokollbuch Albertus-Universität Königsberg 22

Dobrudscha in Bad Kissingen 23

LITERATUR UND KUNST

Hans Gärtner

„Wenn ich irgendwo völlig genese“

Adalbert Stifter im Böhmerwald 24

Markus Bauer

Der Seher ließ es beim Sehen nicht bewenden

Ludwig Meidner in Regensburg 26

Der Mensch ist nicht im Bild

Sondern er malt es: Ernst Kolbe 28

Joanna Banachowicz

Auf dem Sande ragt ein Portal

In Breslau wurde es erneuert und erneut geweiht 29

KK-NOTIZBUCH

31



Nur noch Vogelflug regt sich – und das Gemüt manches Menschen, der die Danziger Marienkirche immer noch als „Heimatkirche“ betrachtet: Ernst Kolbe, Winterliche Ansicht von Danzig

Bild: Westpreußisches Landesmuseum

To be or not to be – Charlie

Alle Welt spricht plötzlich französisch und von Integration – von einem Beispiel aus jüngster Zeitgeschichte allerdings immer weniger

„Je ne suis pas Charlie – Ich bin nicht Charlie!“ – Ist es heute, in einer Gesellschaft zunehmenden Konformitäts- und Meinungsdrucks, erlaubt, einen solchen Satz zu sagen? Opportun ist es sicher nicht. Wer „Ich bin Charlie“ sagt, braucht sich nicht zu erklären. Dieser von den Journalisten Thierry Puget und Joachim Roncin erfundene „Hashtag“ verbreitete sich in Windeseile um die Welt. Millionen skandieren diesen Satz, während sie untergehakt durch Paris ziehen. Deswegen beeilt sich Michel Houellebecq zu beteuern, sein Buch enthalte keinerlei Islamophobie, und sagt: „Moi aussi, je suis Charlie.“ Und das Kleintheater „Ciné 13“ auf dem Montmartre setzt sicherheitshalber erst einmal das Drama „Lapidée“ (Gesteinigt) ab, in dem Aneke aus Holland, die mit ihrem Mann Abdul in dessen Heimat Jemen lebt, unter dem Druck der Familie gesteinigt wird, weil sie sich wieder ihrem Beruf zuwenden und nicht mehr als zwei Kinder haben will.

Bei näherem Hinsehen zeigt das millionenfache Bekenntnis ein Janus-Gesicht. Es ist nicht genau auszumachen, was die Bekennenden meinen. Nur die ermordeten Journalisten? Oder auch die Polizeibeamten und die jüdischen Opfer? Von ihnen ist keine Rede. Meint das Bekenntnis eine Zustimmung zur oder gar Identifikation mit der journalistischen Konzeption des satirischen Wochenblattes? Die offizielle Lesart spricht von einem kraftvollen Bekenntnis für Meinungs- und Pressefreiheit.

Wer es da angesichts der – vorsichtig formuliert – unterschiedlich zu beurteilenden satirischen Karikaturen vorzieht, sein Bekenntnis auf die Verurteilung feiger Morde und der Schändung der Menschenwürde zu konzentrieren, bleibt in seiner Kritik an den gottlosen, die drei großen Weltreligio-

nen verletzenden Karikaturen wenigstens unerkannt. Was da also Millionen eint, mögen Meinungsforscher herausfinden – eindeutig ist es nicht.

Das eindeutige Bekenntnis: „Ich bin Christ“, ist jedenfalls in fast allen islamischen Staaten höchst gefährlich, ihm schlägt nicht nur keine Begeisterung entgegen, oft droht die Todesstrafe. Über 100 Millionen Christen weltweit werden verfolgt, überwiegend in islamischen Staaten. Eine Veranstaltung wie die der deutschen Muslime am Brandenburger Tor mit Christen und Juden ist



Auch das hat es gegeben, die herrlichen Farben orientalischer Teppiche in strengen christlichen Kirchen – allerdings weit im Südosten und noch weiter zurück in der siebenbürgischen Geschichte, der verflissenen

Bild: Wikimedia Commons

ein deutsches Unikat – unvorstellbar selbst in anderen Staaten der Europäischen Union. Es ist eine große Errungenschaft der deutschen Nachkriegsentwicklung, dass es bei über 80 Millionen Bürgern in der deutschen Gesellschaft möglich ist, ein weitgehend konfliktfreies und friedliches Zusammenleben von Christen, Juden und Muslimen zu gestalten. Alles muss dafür getan werden, dass dieses so bleibt.

Den Anfang zu diesem friedlichen Zusammenleben im Nachkriegsdeutschland haben die Deutschen aus dem Osten gemacht. Sie sind das große, historisch einmalige Beispiel für friedliche Integration und harmonisches Zusammenleben. Mehr als zwölf Millionen deutsche Heimatvertriebene und Flüchtlinge mussten sich vor 70 Jahren, im bitterkalten Januar 1945, am Ende des verheerenden Krieges, den der nationalsozialistische Diktator vom Zaun gebrochen hatte, auf ihren Weg ohne Rückkehr in den Westen machen. Sie waren die geschlagenen Zeitzeugen und Märtyrer eines apokalyptischen Untergangs. Von den geschätzten 14 bis 16 Millionen, die aus ihrer Heimat aufbrechen mussten, erreichten mehr als zwei Millionen ihre Ziele nicht; sie starben unterwegs grausame, vielfach unbezeugte, anonyme Tode, in Schnee und Eis oder in den Tiefen der Ostsee.

Das Bekenntnis „Ich bin Schlesier!“ oder „Ich bin Ostpreuße!“ fand damals auch keine millionenfache begeisterte Zustimmung, obwohl es nichts anderes war als ein Bekenntnis zu Heimatliebe und Heimatrecht, wie es jedem Westfalen, Bayern oder Württemberger selbstverständlich war und ist.

„Millionen Heimatlose standen vor dem Nichts inmitten einer feindlich gesinnten Umwelt, die ihre Besitzstände zu wahren trachtete, und bei den Einheimischen breitete sich Fassungslosigkeit, ja Hysterie aus angesichts der Massen von Vertriebenen“, schreibt Andreas Kossert in seinem realistischen Buch „Kalte Heimat“. „Wie die Erfahrungen gezeigt haben,

sind die Flüchtlinge in vielen Gemeinden sehr schlecht und unwürdig empfangen worden. Es haben sich die unmöglichsten Szenen abgespielt.“ Kossert resümiert: „Die einheimische Bevölkerung hatte fast alles bewahren können, was einem Leben Halt und Kontinuität gibt: Heimat, Haus, Besitz, Erwerbsquelle, Land zur Sicherstellung der Nahrung und vor allem den angestammten sozialen Status und die gesicherte Identität. Den Vertriebenen fehlte fast alles.“

Der amerikanische General Charles P. Gross erklärte 1951 gegenüber amerikanischen Pressevertretern, das deutsche Volk sei offenbar nicht bereit, seine Verantwortlichkeit für die Lösung des Flüchtlingsproblems anzuerkennen. „Es gibt in der ganzen Welt kein Volk“, fügte Gross hinzu, „das so wenig bereit ist, eine Verantwortung zu übernehmen, wie das deutsche.“ Auch die deutsche Bevölkerung zeige Gleichgültigkeit und Mangel an Hilfsbereitschaft gegenüber ihren vertriebenen Landsleuten. Da waren immerhin bereits sechs Jahre seit Kriegsende verstrichen!

Die Ausgangslage war also denkbar ungünstig. Wenn später die 1950-er Jahre als „Deutsches Wirtschaftswunder“ gepriesen und der Beitrag der Heimatvertriebenen in Sonntagsreden gelobt wurden, dann beschwieg man in der heute so gern betonten „Erinnerungskultur“, dass es vor diesem Wunder ein anderes, noch viel bedeutsameres gab: das Wunder der allen Widerständen zum Trotz friedlichen Integration von zwölf Millionen Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, deren Beteiligung am Wiederaufbau verbunden war mit dem Aufbau einer neuen eigenen Heimat, nachdem die politisch abgeschriebene und damit verlorene Heimat in immer weitere Ferne rückte.

Das bis heute gültige Schlüsseldokument für die friedliche und zukunftsorientierte Geisteshaltung, die dieser Integration zugrunde liegt, ist die Stuttgarter „Charta der Heimatvertriebenen“, die im Jahre 2015



Eine Brutstätte für vieles andere denn das deutsche „Wirtschaftswunder“ würde man hier vermuten, und dennoch hat es auch hier, im den Baracken des Flüchtlingslagers, seinen Ursprung

Bild: Archiv

bereits 65 Jahre alt wird und nichts von ihrer Aktualität verloren hat, auch wenn unbelehrbare Kritiker in dieses Dokument der Humanität eine völlig abwegige Schiefelage hineininterpretieren wollen. Die Charta bleibt das Grundgesetz einer friedfertigen, für die europäische Neuordnung offenen Haltung derjenigen, denen die Hauptlast des verlorenen Krieges aufgebürdet war und die dennoch keinerlei Verbitterung oder gar Hass in ihr Leben Eingang finden lassen wollten. Nur mit dieser Überzeugung konnten Integration und dann auch das „Wirtschaftswunder“ gelingen, unterstützt durch das Lastenausgleichsgesetz (LAG) und das Vertriebenen- und Flüchtlingsgesetz des Bundes (BVFG), die bis heute als wichtige Gesetzeswerke aus der Anfangsphase der Bundesrepublik in unsere Zeit wirken und dazu beigetragen haben, dass Heimatvertriebene von damals heute an der Seite derer stehen, die als Flüchtlinge aus Krisengebieten nach Deutschland kommen.

Ebenfalls 65 Jahre alt wird der Ostdeutsche Kulturrat OKR, seit 2008 Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR. Fünfzig Jahre lang bis 2000 hat diese einmalige

Einrichtung, seit 1975 als Stiftung bürgerlichen Rechts, für die Einheitlichkeit der ostdeutschen Kultur gewirkt und Zeugnis abgelegt. Leuchttürme dieser Arbeit sind die zwölf Studienbücher, die Rara zum Kulturerbe und die Preise, die von der Stiftung bis 2004 vergeben werden konnten: der Erzählerpreis, der Kompositions- und der Wissenschaftspreis und schließlich der Medienpreis, mit denen die Stiftung vor allem auf Nachwuchskräfte aufmerksam machen konnte.

Nach der Einstellung der institutionellen Förderung im Jahr 2000 musste sich die Stiftung, gestützt auf geringe eigene Mittel und ein dezimiertes Personal, auf einem stark eingeschränkten Arbeitsfeld in den vergangenen fünfzehn Jahren bewähren. So konnte die „Kulturpolitische Korrespondenz“ weitergeführt, hin und wieder die Ausstellung „Im Dienste der Menschheit“ gezeigt und – dank der Unterstützung durch den Bundesbeauftragten für Kultur und Medien BKM auf dem Wege der Projektförderung – gemeinsam mit der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen das Kulturportal West-Ost im Internet errichtet werden.

Im Jahre 2002 waren noch fast ein Drittel der deutschen Bevölkerung Flüchtlinge und Heimatvertriebene oder hatten verwandtschaftliche Beziehungen zu Menschen aus dem deutschen Osten. Das wird auch so bleiben, selbst wenn das Bewusstsein schwindet, einen schlesischen Großvater oder eine ostpreußische Großmutter zu haben. Das immer seltenere Bekenntnis „Ich bin Vertriebener“ oder „Ich habe familiäre Wurzeln im deutschen Osten“ weckt heute eher neugierige Fragen als Ressentiments oder gar den Verdacht auf Revanchismus wie früher, weil kaum noch jemand Kenntnisse hat und man nach der „Wende-Sprachregelung“ mit „Osten“ ohnehin Sachsen oder Brandenburg verbindet, aber nicht Pommern oder Schlesien.

Diesem Trend des Wissens- und Bewusstseinsschwundes gilt es entgegenzuwirken, besser noch Einhalt zu gebieten. Die Generation der noch in der Heimat Geborenen ist 70 Jahre nach Kriegsende im Jahre 2015 in einem Alter von „70 plus“, die wirklichen Zeitzeugen bei „80 oder 85 plus“.

Mit den jeweiligen Landesmuseen für die Siedlungsgebiete des deutschen Ostens hat die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien (BKM) einen wichtigen Gesprächs- und Arbeitskreis zur deutschen Erinnerungskultur, der auch zukünftig im Sinne von Bildung und Forschung den früheren

ostdeutschen Kulturraum erfassen und für alle Deutschen vergegenwärtigen kann. Mit der Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung wird seit Jahren die deutsche im Rahmen der europäischen Vertreibungsgeschichte aufgearbeitet und in Kürze in Berlin auch sichtbar gemacht.

Aber es bedarf 70 Jahre nach Flucht und Vertreibung eines weiteren, ergänzenden Schrittes: Durch die politische Entscheidung von 2000 wurden Einrichtungen von der institutionellen Förderung ausgeschlossen, von denen einige weiter in ihrem begrenzten Rahmen ehrenamtlich und auf Spendenbasis oder projektgefördert arbeiten, ohne dass ihr Wirken auch nur Erwähnung findet in den alle zwei Jahre erscheinenden Berichten aus dem Hause BKM für den Deutschen Bundestag. Offiziell sind diese Einrichtungen auf sich selbst gestellt und für die Verwaltungen von Bund und Ländern nur begrenzt existent. Wie kann das geändert werden?

Es sollte darüber nachgedacht werden, der bereits bestehenden Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung (SFVV) eine Bundeskulturstiftung zu assoziieren, die repräsentative, nicht institutionell geförderte Einrichtungen, die sich der ostdeutschen Kulturarbeit widmen – die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR und



Was hier steht, muss erst noch entstehn, und derzeit ist die Bewegung in der Sache vergleichbar verschwommen wie die des schwerlich interessierten Passanten vor dem Berliner Deutschlandhaus

Bild: Deutsches Historisches Museum Berlin

andere – unter ihrem Dach sammelt, ihnen ein Forum der Zusammenarbeit bietet und eine finanzielle Ausstattung gewährleistet, die dem Auftrag des Paragraphen 96 BVFG gerecht wird. Noch sind die Persönlichkeiten am Leben, mit denen ein solches Vorhaben zielgerecht umgesetzt werden könnte. Hier ist die Politik gefordert! Schon in wenigen Jahren wird dieses Ziel nicht mehr erreichbar sein.

Mit dem Ruf: „Ich bin Charlie“, ist es gelungen, ein Anliegen, auch wenn es im Kern unkonkret, undefiniert und widersprüchlich ist, mit einem Namen, einem „Hashtag“, zu identifizieren und binnen kurzem den Menschen weltweit zu vermitteln. Die Sache der Vertriebenen und das Anliegen der ostdeutschen Kultur lassen sich nicht in einem „Hashtag“ öffentlichkeitswirksam bündeln und propagieren, auch wenn es sich hier um das Erbe von vielen Millionen

Menschen und um eine jahrhundertealte Geschichte handelt und nach dem obengenannten Gesetzesparagraphen um einen Auftrag des ganzen deutschen Volkes. Auch die im Oktober 2014 in Berlin ausgerufene Kant-Dekade ist kein „Hashtag“, mit dem ein größerer Kreis von Menschen anzusprechen wäre. Hier ist Subsidiarität gefordert: Der Staat muss eingreifen, wenn bei einer Aufgabe von nationaler Bedeutung die Kräfte kleinerer Einheiten schwinden.

Wenn es millionenfache Solidarität von Deutschen mit „Charlie“ und sogar ein Gedenken im Deutschen Bundestag gibt, sollte es auch Solidarität mit denen geben, die sich ehrenamtlich einer Aufgabe von nationalem Rang im europäischen Rahmen widmen, gerade im 70. Jahr nach Kriegsende, Flucht und Vertreibung.

Klaus Weigelt (KK)

Ein Staat ist ein Staat ist ein Staat?

So einfach, gar dreifach ist das nicht, vielmehr zeigte eine völkerrechtliche Tagung, dass die Meinungen überaus vielfach sind

Als das Programm für die Fachtagung der Kulturstiftung der Vertriebenen und der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht konzipiert wurde, konnte noch niemand ahnen, von welcher unerwarteter Aktualität die recht abstrakt anmutende Thematik „Territoriale Souveränität“ und „Gebietshoheit“ angesichts der vielfachen internationalen Krisen und Kriege, etwa in der Ukraine und in Israel/Palästina, sein werde.

Die beiden staatsrechtlichen Begriffe sind im Zivilrecht „Eigentum und Besitz“ vergleichbar: In der Regel hat ein Staat, der die territoriale Souveränität innehat, auch die Gebietshoheit. Es ist aber auch möglich und sogar vielfache Praxis, dass ein fremder Staat dort rechtmäßig oder auch

rechtswidrig Hoheitsrechte ausübt. Nicht zuletzt geht es bei den diesbezüglichen aktuellen Konfliktfällen um den Widerstreit des Selbstbestimmungsrechts der Völker und des Anspruchs der Staaten auf territoriale Integrität.

Bei der Tagung in Königswinter am Rhein präsentierten unter der Leitung von Professor Dr. Gilbert H. Gornig und Professor Dr. Hans-Detlef Horn, beide Universität Marburg, vor allem Nachwuchswissenschaftler den ca. 80 Teilnehmern Fallbeispiele aus Mittel- und Osteuropa, aus dem Nahen und dem Fernen Osten. Professor Horn trug einleitend Gedanken zur Verbindung von Staat und Staatsgebiet vor. Seine zentrale These: Nicht der Staat und seine Grenzen formen

den staatlichen Rechtsraum, sondern das Recht formt den Staat und seine Grenzen. Wie sich dies konkret bei der Übertragung der deutschen Ostgebiete an Polen und die Sowjetunion gestaltete, zeichnete Dr. David Bergius nach. Der sowjetischen Herrschaft über die deutschen Ostgebiete im Jahre 1945 folgte zunächst die Unterstellung unter polnische und sowjetische Verwaltung. Mit dem Zwei-plus-vier-Vertrag von 1990 und den folgenden deutsch-polnischen Verträgen fand schließlich die 45 Jahre währende kontroverse Diskussion über den Status der deutschen Ostgebiete ein Ende. Es stellt sich, so Bergius, die Frage, ob dieser Prozess als Modell für aktuelle Vorgänge dienen kann. Positiv zu werten ist der friedliche Verlauf, negativ jedoch, dass die von der Machtpolitik geschaffenen Fakten anerkannt wurden, was aktuellen Krisenherden nicht zu wünschen ist.

Die gegenwärtige Krise in der Ukraine beleuchtete aus völkerrechtlicher Perspektive Dr. Adrianna Michel. Die Ereignisse machen ihr zufolge deutlich, dass das Völkerrecht vor einem schwierigen Problem steht, wenn die Inhaber von territorialer Souveränität und Gebietshoheit auseinanderfallen. Die engen Voraussetzungen, unter denen ein im Selbstbestimmungsrecht der Völker begründetes Sezessionsrecht, etwa nach Menschenrechtsverletzungen, gewährt wird, liegen im Falle der Ost-Ukraine und der Krim nicht vor. Wegen der normativen Kraft des Faktischen verlangt das Völkerrecht, dass sich die Staatengemeinschaft dem völkerrechtswidrig herbeigeführten Gebietsübergang mit langem Atem entgegenstellt.

Wie es mit der Frage der Selbstbestimmung der Völker im Krisenherd Nordkaukasus bestellt sei, suchte Falk Hartmann zu ergründen. Den Unabhängigkeitsbestrebungen der sehr unterschiedlichen Völker, die sich, vielfach nach Vertreibungen und Wiederansiedlungen auf fremdem Gebiet, auf ihr Selbstbestimmungsrecht berufen,



Fernöstliche Grazie steht der harten Auseinandersetzung mit noch härteren historisch-politischen Fakten nicht im Weg – und deren Interpretation erst recht nicht: Wen-Chin Chen aus Taiwan

Bild: der Autor

steht das legitime Interesse Russlands an seiner staatlichen Integrität gegenüber. Wenn auch die russische Vorgehensweise oft völkerrechtswidrig erscheint, so gibt es doch kein begründetes Recht der einzelnen Kaukasusvölker auf eigene Staatlichkeit.

Wer Träger der territorialen Souveränität und der Gebietshoheit in Israel und Palästina ist, untersuchte Dr. Aldona Szczeponek. Für die heutige Situation in Israel und den palästinensischen Gebieten sind demnach die Osloer Verträge von 1995 maßgeblich, nach denen im Gazastreifen und im Westjordanland Selbstverwaltungszonen eingerichtet wurden. Liegen territoriale Souveränität und Gebietshoheit auf dem Gebiet Israels klar bei diesem Staat, so erscheint es angesichts der weitreichenden Kompetenzen Israels als Besatzungsmacht fraglich, ob die palästinensischen Autonomiegebiete als Staat, wie er proklamiert wurde, gelten können.

Auch der Konflikt zwischen den türkisch und den griechisch geprägten Teilen Zyperns schwelt, wie im Falle Israels und Palästinas, seit vielen Jahrzehnten und kann als Erbe des Kolonialzeitalters gelten. Dr. Hilde Farthofer führte hierzu aus, dass anders als dem griechischen Süd-Zypern, das Mitglied der Europäischen Union wurde, dem türkischen Nord-Zypern die Anerkennung durch die internationale Staatengemeinschaft verweigert wird. Sollten die Bewohner Nord-Zyperns, das heute ethnisch fast homogen ist, jedoch als eigenes Volk gewertet werden können, so sind diese grundsätzlich berechtigt, ihr Selbstbestimmungsrecht zu beanspruchen. Dies hätte angesichts früherer Menschenrechtsverletzungen von der Staatengemeinschaft bei ihrer Verweigerung der Anerkennung berücksichtigt werden müssen.

Aus unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Blickwinkeln betrachteten die beiden Chinesinnen Dr. Li Li, Nanjing (Volksrepublik China), und Wen-Chin Chen, Kaohsiung (Taiwan), die Beziehungen zwischen ihren beiden Ländern. Dr. Li beschrieb die Entwicklung der Beziehungen von 1949 bis heute als eine von totaler militärischer Konfrontation hin zum friedlichen Prinzip „Ein Land, zwei Systeme“. Beide Staaten gehen ihr zufolge vom sog. „Ein-China-Prinzip“ aus, so dass es nicht um die Frage der territorialen Souveränität geht, sondern lediglich um die besondere Regierungsform Taiwans, die auch nach einer Vereinigung nach dem Vorbild Hong-Kongs beibehalten werden könne.

Dem widersprach vehement Wen-Chin Chen als Vertreterin einer jungen Generation von Taiwanern, die keine emotionale Bindung mehr zum chinesischen Festland aufweist und daher für die Eigenstaatlichkeit Taiwans eintritt. Für Chen können die aktuellen Proteste in Hong-Kong gegen die Einschränkung der gewährten Wahlfreiheit als warnendes Beispiel für ein Taiwan im Rahmen eines „Ein China, zwei Systeme“

gelten. Eine tragfähige völkerrechtliche Begründung für die Zugehörigkeit Taiwans zum Staatsgebiet Chinas bzw. der Volksrepublik gibt es ihr zufolge nicht, vielmehr ist Taiwan berechtigt, seine Unabhängigkeit unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu erklären.

Abschließend behandelte Friedemann Larsen die Frage, wie ein Staat mit seiner unbestrittenen Gebietshoheit umgehe, am Beispiel der im vergangenen August in Deutschland öffentlich abgehaltenen Wahlen zum türkischen Staatspräsidenten. Tangierte die Wahl, zu der 2,4 Mio. Auslands-türken aufgerufen waren, die deutsche Gebietshoheit? Er kam zu dem Ergebnis, dass mit den Wahlen, die als integrale Bestandteile der Ausübung hoheitlicher Staatsgewalt zu werten sind, zwar keine handfesten zwischenstaatlichen Machtfragen berührt wurden, in einem solch weitreichenden Fall jedoch die Kontrolle des deutschen Regierungshandelns durch das Parlament wünschenswert gewesen wäre.

Als Ausblick stellte Tagungsleiter Professor Horn die Frage, ob der völkerrechtliche Grundsatz der Gleichheit aller Staaten, auf dem das Prinzip der territorialen Souveränität beruht, die politische Wirklichkeit – man denke eben nur an den Ukraine-Konflikt – noch genügend abbildet. Es gilt darüber nachzudenken, ob das Völkerrecht als Rechtsordnung gleicher souveräner Staaten über sich eine Ebene findet, die nicht auf Einzelstaaten fixiert ist, sondern übergeordnete Staatenräume berücksichtigt.

Die Tagung behandelte die Thematik nicht nur in ihren grundlegenden Aspekten, sondern war, wie Hans-Günther Parplies, der Vorsitzende der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, resümierte, mit den zahlreichen brennend aktuellen Fallbeispielen nahe am Weltgeschehen, voll am Puls der Zeit, was die Arbeit der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht ohnehin seit Jahrzehnten auszeichnet.

Ernst Gierlich (KK)

Der Kunstmarkt als Geiseldrama

Vor dem und im Zweiten Weltkrieg war die Zeit der Erpresser und gewissenlosen Profiteure, zeigt die mühsame Provenienzforschung

Als Ismar Littmann am 23. September 1934 an den Folgen eines Selbstmordversuchs starb, hatten die Nationalsozialisten ganze Arbeit geleistet. Anderthalb Jahre zuvor war ihm, wie Tausenden anderen jüdischen Anwälten, die Zulassung entzogen worden. Sozial ausgegrenzt und hoch verschuldet, sah der einst wohlhabende Breslauer Rechtsanwalt, Mäzen und Kunstsammler keinen anderen Ausweg. Seine Witwe gab wenige Monate später etwa 200 Kunstwerke zur Auktion in das Berliner Auktionshaus Max Perl. Sie hatte die Hoffnung, mit den Erlösen ihren Lebensunterhalt und die Emigration der Kinder zu finanzieren. Zwei Tage vor der Auktion beschlagnahmte die Gestapo jedoch 18 Werke als „entartet“. Vier Gemälde der Sammlung, darunter „Knabe vor zwei stehenden und einem sitzenden Mädchen“ und „Zwei weibliche Halbakte“ von Otto Mueller, wurden 1937 in der Ausstellung „Entartete Kunst“ in München gezeigt, die restlichen auf Weisung der Gestapo im Heizungskeller der Nationalgalerie in Berlin verbrannt. Die Auktion selbst war ein völliger Misserfolg. Der größte Teil der Bilder wurde nicht verkauft. Ihr Verbleib ist bis heute unbekannt.

Im Stuttgarter Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg stellte Ende November die Provenienzforscherin Dr. Anja Heuß ihre Recherchen nach Kunstwerken der Breslauer Kunstsammler Ismar Littmann (1878–1934) und Max Silberberg (1878–1942) vor, die in Stuttgarter Kunstmuseen besichtigt werden können. Die Kunsthistorikerin ermittelt seit 2010 im Auftrag der Staatsgalerie und des Landesmuseums Württemberg Geschichte und Herkunft von Kunstwerken. Sie versucht Erben von Kunstwerken ausfindig zu machen, bei denen der Verdacht besteht, dass sie zwischen 1933 und 1945 widerrechtlich den

jüdischen Eigentümern entzogen wurden. Mit akribischer Detektivarbeit spürt sie seit mehr als zwei Jahrzehnten NS-Raubkunst auf, arbeitete zeitweise für die Jewish Claims Conference, recherchierte im Auftrag des Bundes in den Raubkunstsammlungen Adolf Hitlers und Hermann Görings.

„Entgegen der landläufigen Meinung waren es nicht die Gestapo und die NS-Finanzbehörden, die die meisten Kunstwerke im Deutschen Reich beschlagnahmten und verwerteten“, stellte Anja Heuß klar. „Die Masse der hochwertigen Kunstwerke floss bereits in den frühen 1930er Jahren über den Kunstmarkt ab.“ Die Weltwirtschaftskrise zwang ab 1930 viele Sammler – jü-



*Das Paradies in schroffem Schwarzweiß:
Plakat von Otto Mueller, damals noch für den
Park von Sanssouci, französisch: Ohne Sorge*

Bild: Archiv

dische wie nichtjüdische –, einen Teil ihres Besitzes an Kunst zu veräußern. Auch der Breslauer Kunstsammler Littmann geriet während der Krise in wirtschaftliche Bedrängnis und musste einen Teil seiner Sammlung an die Städtische Sparkasse Breslau verpfänden.

Dabei besaß Littmann eine der bedeutendsten Sammlungen des Expressionismus, wie Anja Heuß berichtete. Nach seinem Jura-Studium eröffnete er 1906 in der niederschlesischen Hauptstadt seine eigene Kanzlei und beteiligte sich intensiv am Kunstleben Breslaus. Er war Mitbegründer des Jüdischen Museums, förderte die zeitgenössische Kunst in der Region, beteiligte sich im Vorstand der Gesellschaft der Kunstfreunde in Breslau mehrfach an Ausstellungen. Littmann begann im Kriegsjahr 1916 mit dem Sammeln von Werken lebender Künstler. Er wandte sich den Expressionisten zu, insbesondere den Vertretern der Künstlervereinigung „Die Brücke“. Der Schwerpunkt seiner Sammlung lag jedoch bei dem Werk von Lovis Corinth, von dem er 13 Gemälde und 596 Grafiken besaß. Littmann pflegte den persönlichen Kontakt zu den Breslauer Künstlern, erwarb die Werke am liebsten von ihnen selbst, viele von ihnen waren oft in seinem Haus zu Gast.

Ab 1933 verboten die Nationalsozialisten Juden die Ausübung ihrer Berufe: Ärzte und Rechtsanwälte verloren ihre Praxis, Professoren ihre Stellung als Staatsbeamte, Schriftsteller ihre Möglichkeit zu publizieren, Schauspieler und Musiker bekamen keine Engagements mehr. In der Folge mussten private jüdische Kunstsammler Teile ihrer Sammlungen verkaufen, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Auch die Vorbereitung der Emigration kostete oft ein Vermögen. Dieser wirtschaftliche Druck veranlasste sie, ihre Kunstwerke unter den sich stetig verschlechternden Bedingungen weit unter Wert auf den Markt zu geben. Viele Schätze kamen so

verfolgungsbedingt „günstig“ an öffentliche Museen, wurden von den Nazis konfisziert und von Kunsthändlern im In- und Ausland verhöckert oder landeten in Privatsammlungen von NS-Funktionären.

Nach dem Krieg verfügten die alliierten Siegermächte über die Kunstwerke. Die Teilung Deutschlands und Europas in zwei Blöcke hatte auch unmittelbare Auswirkungen auf die Restitution von Vermögenswerten, wie Anja Heuß berichtete. In Westdeutschland konnten Restitutionsansprüche nur bis 1959 und nur dann gestellt werden, wenn die betreffenden Kunstwerke sich auch in Westdeutschland befanden. War das nachweislich von den Nazis geraubte Kunstwerk aber nicht greifbar, weil der Verbleib unbekannt war oder es sich im sowjetischen Machtbereich befand, wurde eine Entschädigung gezahlt. Nach der Wiedervereinigung wurde das Restitutionsverfahren für Vermögenswerte in den neuen Bundesländern, also in der ehemaligen SBZ bzw. DDR, mit der Begründung wieder aufgerollt, dass es hier nie eine Restitution gegeben habe. Im Westen gestellte Restitutionsansprüche aber galten aus formaljuristischen Gründen als verjährt.

Die Kinder Littmanns konnten, da sie Anfang der 1960er Jahre keine Unterlagen über die Sammlung ihres Vaters mehr besaßen, nur die Entziehung der Kunstwerke, die einst bei Max Perl hatten versteigert werden sollen, geltend machen. Die westdeutschen Behörden erkannten lediglich die Beschlagnahme und die Zerstörung von sechs Gemälden an, wofür den Erben eine Entschädigungssumme von 32 000 DM gezahlt wurde. In den 1990er Jahren, als ein in die USA emigrierter Sohn Littmanns verstarb, wurden in seinem Nachlass zwei zeitlebens von ihm versteckt gehaltene Inventarbücher gefunden. Sie listen über 6000 Kunstwerke in der Sammlung Littmanns auf. Darunter finden sich Arbeiten von Otto Mueller, Käthe Kollwitz, George Grosz, Emil Nolde, Oskar Kokoschka, Paul

Kleinschmidt, Max Pechstein, Erich Heckel, Max Liebermann, Heinrich Tischler, Alexander Kanoldt. Auch die „Pathetiker“ Ludwig Meidner, Jakob Steinhardt und Richard Janthur, denen im Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg zurzeit eine bemerkenswerte Grafik-Ausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt gewidmet ist, waren in der Sammlung Littmann vertreten.

Der Verbleib der Sammlung des Breslauer Industriellen und Kunstsammlers Max Silberberg ist nicht weniger rätselhaft. Silberberg engagierte sich wie Littmann stark im Kunst- und Kulturleben Breslaus. Als Vorsitzender des Vereins Jüdisches Museum unterstützte er 1929 dessen erste Ausstellung über das Judentum in der Geschichte Schlesiens. Die Kunstsammlung Silberbergs umfasste 130 Gemälde, Zeichnungen und Plastiken des 19. und 20. Jahrhunderts. Auch Silberberg, der von einem Zeitgenossen einmal als „einer der reichsten Juden Breslaus“ bezeichnet wurde, musste bedingt durch die Weltwirtschaftskrise 1932 dreißig Werke des Impressionismus in Paris versteigern lassen.

1935 folgten zwei weitere Auktionen in Berlin, da Silberberg aufgrund der wirtschaftlichen Verfolgungsmaßnahmen finanziell unter Druck geraten war. 50 Gemälde und Zeichnungen, darunter bedeutende Werke von Corot, Courbet, Daumier, Manet, Pissarro, Signac, Sisley, Cézanne, van Gogh, Delacroix, Maillol, Matisse und Rodin sowie zehn Plastiken von Barlach, Georg Kolbe, August Gaul, Aristide Maillol, Matisse und Renée Sintenis wurden angeboten. Viele Werke gelangten direkt oder indirekt in öffentliche Sammlungen und Museen. In den Wirren des Krieges und der Nachkriegszeit landeten die veräußerten Werke der Sammlung Silberberg u. a. als „Beutekunst“ in der

Eremitage in Leningrad bzw. St. Petersburg, im Ostberliner Kupferstichkabinett und in Westberliner Museen.

Silberberg musste 1936 seine umfangreiche Fachbibliothek veräußern und einen Teil seiner Kunstwerke zwangsweise dem Schlesischen Museum der bildenden Künste „verkaufen“. Sein restlicher Besitz wurde 1938 wegen Steuerschulden dem Finanzamt Breslau-Süd verpfändet. Bei diesen Steuerschulden handelte es sich um diskriminierende Abgaben wie die „Reichsfluchtsteuer“ oder die „Judenvermögensabgabe“. Trotz einer zweimonatigen KZ-Haft seines Sohnes Alfred nach dem November-Pogrom 1938 und dessen Emigration nach England blieb Max Silberberg mit seiner Frau Johanna in Breslau. Ein Jahr später wurde das Ehepaar in das Sammellager im Kloster Grüssau gebracht, dann deportiert und ermordet.

Anja Heuß begrüßte, dass in Deutschland langsam ein Problembewusstsein wachse und sich auch in öffentlichen Museen das Gewissen rege, die zunehmend dem Verdacht nachgehen,

sie könnten NS-Raubkunst verwahren. Die Washingtoner Konferenz über Vermögenswerte aus der Zeit des Holocaust leitete 1998 den Sinneswandel ein. 44 Staaten kamen damals überein, die während der NS-Zeit beschlagnahmten Kunstwerke zu identifizieren, die früheren Eigentümer oder Erben ausfindig zu machen und mit ihnen eine „gerechte und faire Lösung“ zu suchen. In Deutschland verpflichteten sich 1999 Bund, Länder und Kommunen dazu, das durch NS-Verfolgung insbesondere aus jüdischem Besitz entzogene Kulturgut aufzufinden und zurückzugeben. Seit nunmehr zwanzig Jahren gibt es in Magdeburg eine zentrale Datenbank „Lost Art“ des Bundes und der Länder, mit Such- und Fundmeldungen zu mehr als 122 000

**Nach der Wiedervereinigung wurde die Restitution in den neuen Ländern wieder aufge-
rollt. Im Westen gestellte Restitutionsansprüche aber galten als verjährt.**

detailliert aufgeführten Kunstwerken und Kulturobjekten, die in der NS-Zeit den Eigentümern verfolgungsbedingt entzogen, kriegsbedingt verlagert oder verbracht wurden.

In der Staatsgalerie Stuttgart befinden sich nach Angaben der Provenienzforscherin Heuß nach derzeitigem Kenntnisstand ein Gemälde aus der Sammlung Ismar Littmanns und zwei Grafiken aus der Sammlung Max Silberbergs. Aufgrund ihrer

Recherchen konnte mit den Silberberg-Erben ein Vergleich geschlossen werden: Eine Grafik von Georges Bracque wurde der Staatsgalerie geschenkt, eine Zeichnung von Anselm Feuerbach mit mehreren Figuren- und Gewandstudien (um 1867) mit Mitteln der Toto-Lotto von der Staatsgalerie erneut erworben. Beide Kunstwerke befinden sich heute rechtmäßig im Besitz der Staatsgalerie.

Carsten Eichenberger (KK)

Vergangenes Land

Galizien lebt nur noch in seinen Mythen und im Bewusstsein seiner multikulturellen Bevölkerung, „vergangen“ auch sie

Das habsburgische Galizien gibt es nicht mehr. Und doch existiert es in der Erinnerung vieler Völker, die einst dazu gehört haben. Wie sehen die Polen, die Ukrainer und die Juden Galizien? Was ist das Besondere daran? Das Internationale Kulturzentrum in Krakau widmet dem Mythos Galizien bis zum 8. März 2015 eine Ausstellung unter dem Titel „Mythos Galizien“. Danach ist sie im Wien Museum zu sehen.

Es muss einen Grund geben, warum ich in der Ausstellung an das Stück „Du und Du“ von Johann Strauss (Sohn) aus seiner Oper „Die Fledermaus“ denken muss. Welch eine majestätische Musik, dieser Wiener Walzer! Genauso majestätisch wurde Franz Joseph auf dem Bild „Der Kaiser auf einem Ball im Lemberger Rathaus“ von Juliusz Kossak festgehalten: Umgeben von noblen promenierenden Damen und Herren, sitzt er



Putin-Versteher hätten die Welt nicht mehr verstanden, noch weniger als heute: Juliusz Kossak, Der Kaiser Franz Joseph auf einem Ball im Lemberger Rathaus

Bilder aus der Ausstellung

auf einem prachtvollen Thron – ein reifer, bereits ergrauter Mann mit gütigem, voll väterlicher Sorge.

In Folge der ersten Teilung Polens 1772 wurden Südpolen und die Westukraine von Wien annektiert und zum Kronland Galizien ernannt. Die Inspektionsreisen des Kaisers nach Galizien und in dessen Hauptstadt Lemberg als Teile der Habsburger Monarchie waren daher etwas Normales. Erinnerungen wie diese sind heute noch sehr lebendig, sagt Zanna Komar, die Kuratorin der Ausstellung: „Galizien verkörpert eine komplizierte Beziehung zwischen Zeit und Raum, da diese manchmal real, manchmal imaginär sind. Die Geschichten, die wir uns erzählen, entfalten sich völlig unterschiedlich. So sind auch verschiedene Mythen entstanden, da die Erzählerperspektiven verschieden waren.“

Für die Polen war die Teilung eine nationale Tragödie. Für die Ukrainer bedeutete sie die Wiederherstellung ihrer nationalen Identität. Der ukrainische Ort Halytsch, im Mittelalter Sitz der Könige, gab in seiner lateinischen Übersetzung Galizien seinen Namen. Was die Namen betrifft, hat Galizien auch eine wichtige politische Bedeutung für die Juden, betont Professor Jacek Purchla, Initiator der Ausstellung. Daran werden noch heute die galizischen Juden in Israel erkannt: „Das war die Mutter des Staates Israel, aber auch das Symbol des Holocausts. Mutter Israels, da viele galizische Juden dorthin ausgewandert sind. Erkennen kann man sie an den per kaiserlichem Dekret vergebenen Familiennamen wie Rosenzweig oder Feldblum.“

Die galizischen Juden dominierten den Handel. Auch dank Erdöl und Eisenbahn avancierte die ärmste Provinz der Habsburger Monarchie schnell zu einer wohlhabenden Gegend. Joseph II. von Habsburg sah Galizien als Kolonie, das Land sollte

Wien komplett untergeordnet werden. Dank seines späteren Nachfolgers Franz Joseph genoss Galizien ein halbes Jahrhundert später einen gewissen Autonomiestatus.

Die Bevölkerung schätzte die Stabilität und die Glaubwürdigkeit des Staatsapparats. Im Gegensatz zu den preußischen und russischen Teilungsgebieten war hier zum Beispiel Polnisch erlaubt. So glaubten die Polen, der Weg zu ihrer Unabhängigkeit führe über Wien. Galizien spielte in der Tat eine wichtige Rolle, als Polen 1918 wieder unabhängig wurde. Der Historiker Krzysztof Zamorski: „Von dort kamen Beamte für die neue Staatsverwaltung und Professoren für die Universitäten, aber auch ein modernes Zivilgesetzbuch.“ Der größte Erfolg der zweiten Republik Polen sei es gewesen, einen homogenen Staat geschaffen zu haben, ohne dass eine Region besonders hervorgehoben wurde, meint der Experte.

Für die Ukrainer hat Galizien dagegen vor allem eine symbolische Bedeutung, sagt Professor Mykoła Riabczuk, Literatur- und Kulturwissenschaftler aus Kiew: „Der westliche Teil der Ukraine ist sicherlich europäisch. Man streitet über die anderen Teile des Landes – Brüssel, Paris und Moskau meinen, sie gehören nicht zu Europa. Keiner stellt jedoch den europäischen Charakter der galizischen Ukraine in Frage.“

Das bestätigen auch die Bilder in der Ausstellung. Sie zeigen Altbauten und Mietshäuser, wie man sie auch in Wien oder Berlin findet, mit Cafés und ihren bürgerlichen Besuchern. Der kulturelle Raum der Innenstadt des heutigen Lemberg/Lwiw ist eher habsburgisch und magdeburgisch, weit vom sozialistischen Realismus der Sowjetunion entfernt. Die Kuratorin Zanna Komar erklärt: „Die westukrainische Jugend ist in dieser Atmosphäre großgeworden,

Man streitet über die anderen Teile des Landes – manche meinen, sie gehören nicht zu Europa. Keiner stellt jedoch den europäischen Charakter der galizischen Ukraine in Frage.



Mit mythischer Überhöhung flieht man nicht nur die triste Wirklichkeit, sondern versucht auch einiges von dem zurückzuholen, was einst wirklich war: Jurko Koch, Ein Platz, 1980–1991

war von dieser Art Architektur umgeben, lebte in und mit der Café-Kultur. Das hat diese Jugend stark geprägt, deswegen fühlt sie sich auch mit Westeuropa verbunden.“ Der Mythos Galiziens sei heutzutage daher am meisten in der Ukraine lebendig, ergänzt Professor Jacek Purchla: „Schon Maria Theresia stachelte die ukrainischen nationalen Hoffnungen an. Es ist kein Zufall, dass unsere Ausstellung mit dem Majdan endet.“

Die letzte ukrainische Revolution machte deutlich, dass sich ein Großteil der Ukrainer in langer Tradition immer noch westlich orientiert und sich von Russland abgrenzen will. Das bestätigen Ausstellungsbilder mit Majdan-Demonstranten, die proeuropäische Transparente halten. Ikonen, wie zum Beispiel die Personifizierung des ukrainischen Ortes Halytsch in einer goldenen Rüstung, mit einem Schwert in der Hand, stärken auch das Nationalgefühl. Damit

identifizieren sich wohl heute die proeuropäischen Kämpfer der Ukraine.

An einer Stelle in der Ausstellung erklingt „La Valse“ von Maurice Ravel, ein „choreographisches Gedicht“, wie es im Untertitel heißt. Es wurde gedacht als eine „Apotheose des Wiener Walzers“. Man erkennt darin die Melodie des anfangs erwähnten Straussschen Originals. Doch der feindselig klingelnde Walzer von Maurice Ravel, mit verzogenen Tönen und „gebrochener“ Dramaturgie, ist eine musikalische Metapher auf das Ende einer Epoche. Diese bunte, vielfältige Welt verschwand mit dem Zweiten Weltkrieg, der dieses multikulturelle Amalgam zerstörte.

Die 150jährige Geschichte Galiziens ist nun seit hundert Jahren Vergangenheit. Doch der Mythos dieses paradoxen Landes hat überlebt – in Israel, in Polen und in der Ukraine.

Arkadiusz Luba (KK)

Irgendwie ging es immer weiter

Edith Lorenz erinnert sich an eine Kindheit, die keine war

Als sie zehn Jahre alt war, habe man sie oft auf den Leinwänden deutscher Lichtspielhäuser gesehen, erzählt Edith Lorenz. Die 76-Jährige aus dem vogtländischen Greiz war kein Kinderstar und hatte auch nichts Tollkühnes geleistet, um das Interesse einer Filmkamera auf sich zu ziehen. Sie war nur eines der unzähligen „verlorenen Kinder“ aus den historischen ostdeutschen Provinzen, die in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in den Wochenschauen in der allgemeinen Hoffnung vorgestellt wurden, dass sie von ihren Eltern oder anderen Familienangehörigen erkannt werden.

„Das war 1947“, erinnert sich Edith Lorenz und kramt in ihrem Fotoalbum, bis sich das Bild findet, das seinerzeit wohl Hunderttausende im Kino gesehen haben. Nur ihre Eltern nicht. Die Mutter sei verschleppt worden, noch bevor Pommern von den Russen eingenommen wurde, warum, wisse sie bis heute nicht. Und der Vater, der „immer im Krieg gewesen“ sei und deshalb in ihren Erinnerungen nicht vorkomme, soll sich in einem Lazarett aus Kummer um das Schicksal seiner Familie das Leben genommen haben.

Ihre Großmutter habe sie aber suchen lassen – und sei 1957 wenige Tage vor dem geplanten Wiedersehen im vorpommerschen Prerow gestorben. So habe sie dort nach den vielen Jahren der Trennung nur noch ihre zwei Jahre ältere Schwester Annemarie und eine Tante umarmen können. Von drei weiteren Geschwistern kennt sie nur die Namen. Eine Schwester soll in einem Kinderheim verhungert, ein Bruder aus einem solchen verschwunden sein; über einen weiteren Bruder weiß sie nur, dass er sich irgendwann zur französischen Fremdenlegion gemeldet habe.

Im Vergleich zur verhungerten Schwester habe sie es ja „gut getroffen“, sagt Edith

Lorenz, und beschreibt dann dieses „gut“. Immer wieder legt sie eine Pause ein, um nichts durcheinanderzubringen, aber auch, um die so lange Zeit zurückliegenden Dinge ein weiteres Mal zu verarbeiten. Drei Kinderheime habe sie von innen gesehen, zweimal sei sie bei Pflegeeltern gewesen, erzählt sie. In der ersten Pflegefamilie habe es „mehr Dresche als Brot gegeben“. Die zweite habe aus vier Geschwistern bestanden, drei ledigen Schwestern und einem ebenso unverheirateten Bruder, wobei eine der Frauen gelähmt gewesen sei, und um diese habe sie sich – als kaum Siebenjährige – kümmern sollen.

Jedenfalls haben die vier Geschwister, als es darum ging, aus einem Dorf bei Schneidemühl in Hinterpommern vor der Front zu flüchten, Edith Lorenz mitgenommen. Im Viehwaggon und mit so viel Gepäck, wie man selbst tragen konnte, ging es nach Dresden. Von dort seien sie in ein erzgebirgisches Dorf geschickt worden. Dort hätten die Fünf eine Dachstube beziehen dürfen. „Ein Ofen, ein Bett, ein Stuhl, eine Truhe“ beschreibt Edith Lorenz die Ausstattung, die sie fast 70 Jahre später noch lebhaft vor Augen hat.

Das waren die Zeiten, als es für sie zum Frühstück eine Scheibe Brot mit einem Klecks Marmelade gegeben habe, zum Mittag getrocknete Kartoffeln – „Heute sagt man Chips dazu“, lacht Edith Lorenz –, abends eine Margarineschnitte.

Einmal habe sie als Lohn für eine Hilfstätigkeit Zuckermarken bekommen. Diese habe sie noch am selben Tag gegen eine Tüte Waffeln eingetauscht. „Ich hatte so einen Heißhunger!“, kommentiert Edith Lorenz fast schon entschuldigend die gefühlte Verschwendung. Zucker verbindet sie noch mit folgender Erinnerung: „Drei Mal bin ich eingeschult worden, Zuckertüten gab’s nie.“

*Das Unheimliche liegt im
Auge des Betrachters,
er tut gut daran, das
Schöne zu suchen – es
findet sich auch in Ernst
Kolbes Winterlandschaft
in Pommern*

Bild: Westpreußisches
Landesmuseum



Als sie 14 Jahre alt war, sei ihre Schulzeit vorbei gewesen. Eine Lehre in einer Strumpffabrik habe sie abbrechen müssen, weil sie körperlich zu schwach gewesen sei. So habe sie sich verdingt, erst bei einem Pfarrer, dann bei einem Zahnarzt. Zu einer Ausbildung kam es nicht mehr – ein Behindertenheim und eine Kinderkrippe seien weitere Arbeitsplätze in der jungen DDR gewesen. In einer Weberei habe sie lange Zeit als Ausnäherin eine Aufgabe gehabt. Ende der 1950er Jahre musste sie zweimal einige Zeit in einer Heilstätte für Tuberkulosekranke bei Chemnitz verbringen. „Irgendwie ging es immer weiter“, sagt Edith Lorenz lächelnd. Um dann auch von ihren vier Kindern zu erzählen, von den acht Enkeln, den zwei Urenkeln. Vor zwei Jahren sei sie aus Lichtenstein in Sachsen nach Greiz in Thüringen gezogen, wo sie weitestgehend selbständig im selben Haus lebt wie ihre älteste Tochter.

In der ersten Zeit nach dem Krieg sei die Not so groß gewesen, dass sie schöne Gedichte auswendig gelernt habe, um dann durch die Dörfer von Hof zu Hof zu ziehen und diese in der Hoffnung auf einen

Groschen aufzusagen. „Krieg, dass jemand deswegen die Flucht ergreifen muss, das wünsche ich keinem Menschen“, sagt Edith Lorenz. Was die heute nach Deutschland kommenden Flüchtlinge aus Kriegs- und Krisengebieten durchgemacht haben müssen, könne sie nachvollziehen. „Wir wurden damals von manchen Leuten genauso verachtet und beschimpft, obwohl wir doch gar nichts dafür konnten – und wir waren unter Deutschen.“

Fast zwei Stunden erzählt Edith Lorenz. Ihre Schicksalsschläge könnten Stoff für weitere Geschichten sein. Und so schwer die Dinge seelisch zu verkraften oder körperlich zu überstehen waren – zu jedem traurigen Kapitel findet sie einen versöhnlichen Abschluss. „Irgendwie ging es immer weiter“, sagt Edith Lorenz. „Wenn etwas war, habe ich mir gesagt: Macht nichts, es gibt Schlimmeres.“ Krieg zum Beispiel. Der Krieg hat ihr die Kindheit gestohlen, die Jugend überschattet, letztendlich den Lebensweg gezeichnet. Und so kann Edith Lorenz nur sagen: „Frieden ist das höchste Gut auf Erden. Das ist wirklich so.“

Marius Koity (KK)

Als aus Landsleuten Migranten wurden

Ausstellungstrilogie der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen

Die Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen hat die Ausstellungstrilogie „HeimatWeh – Zu Hause in Europa“ im Laufe von fünf Jahren erarbeitet und die drei Teile einzeln in Berlin und in anderen Städten vorgestellt. Die Präsentation greift Themen auf, die Heimat und Heimatverlust durch Vertreibungen unterschiedlicher Art dokumentieren und auch den mühsamen Neuanfang in einer oft feindseligen Umgebung schildern. Das Projekt gilt als bedeutender Beitrag zur historisch-politischen Bildung und bekundet zudem die Solidarität für und Anteilnahme an den Vertreibungsschicksalen anderer europäischer Völker. Dazu gehören die mit einem Massaker einhergehenden Deportationen der Armenier im Osmanischen Reich, der „Bevölkerungsaustausch“ von Griechen und Türken im Jahre 1922/23, die Situation der Juden im nationalsozialistischen Deutschland sowie Zwangsumsiedlungen, Vertreibungen und Deportationen der Polen, der Ukrainer und im Baltikum in der Zeit von 1939 bis 1949. Auch der Krieg und die Vertreibung im ehemaligen Jugoslawien wird am Beispiel von Bosnien und Herzegowina veranschaulicht. So setzen die Ausstellungsmacher ein Zeichen und signalisieren, dass Vertreibung immer als ein menschenrechtswidriges Verbrechen zu betrachten ist.

Die drei eigenständigen Ausstellungen – „Die Gerufenen“, „Erzwungene Wege“ und „Angekommen“ – zeigen auch viele Beispiele auf, die insbesondere das Schicksal deutscher Volksgruppen im Osten und Südosten Europas beleuchten. Es wird ein weiter zeitlicher, thematischer und geographischer Bogen gespannt, den die Besucher anhand der zahlreichen Exponate und Dokumente nachvollziehen können.

Die Zusammenfassung der drei Teile zeigt einmal mehr, wie groß die Anstrengungen

und Leistungen jener Menschen waren, die es geschafft haben, sich in der Fremde anzusiedeln und eine neue Heimat aufzubauen. In der Ausstellung finden auch die traumatischen und gewaltsamen Erfahrungen der Flucht und Vertreibung nach den beiden Weltkriegen Erwähnung, die sowohl Deutsche wie auch andere Volksgruppen in ganz Europa miterlebten. Vor allem wird jedoch offensichtlich, welche Macht die Erinnerung an den Heimatverlust über viele Lebenswege nach 1945 hatte.

Im Oberschlesischen Landesmuseum von Ratingen-Hösel ist die Trilogie bis zum 6. April zu besichtigen. Das Gastgeberhaus hat die Gelegenheit genutzt, aus den um-



Ihre Herkunft ist festlicher Natur, ihr Herkommen keineswegs: Böhmerwälder Tracht

Bilder: der Autor



Da weiß man, wen man hat: deutsche Prominenz östlicher Provenienz auf Augenhöhe mit dem Betrachter

fangreichen eigenen Beständen für mehrere Ausstellungsbereiche herausragende Exponate beizusteuern und somit ergänzende Schwerpunkte zu schaffen. Hinzu kommen einige Leihgaben von Institutionen und privaten Sammlern.

Der Bereich, in dem es um „Bäuerlichen Reichtum“ geht, wurde mit Teschener Trachtenschmuck und Schönwälder Stickerien ergänzt. Das Tierpräparat eines

Rauhwolligen Pommerschen Landschaftes ist ein Blickfang und zugleich ein repräsentatives Objekt für die Schafzucht, die von deutschen Auswanderern in Askania Nova nördlich der Krim betrieben wurde.

Die Fülle von Dokumenten, Archivfotografien, Ansichtskarten und Reisepapieren sowie persönlichen Erinnerungsstücken decken ein breites Spektrum ab und reichen bis hin zu Bescheiden über den Lastenausgleich für Spätaussiedler aus den 1980er Jahren.

Hervorgehoben werden auch die Beziehungen zwischen Nordrhein-Westfalen und Oberschlesien, die bis auf das Jahr 1964 zurückgehen, als NRW die Patenschaft für die Oberschlesier übernahm. Seit 2000 besteht zwischen dem Land NRW und der Woiwodschaft Schlesien eine Partnerschaft, die u. a. durch den Dialog mit dem Oberschlesischen Landesmuseum Ratingen weitgehend geprägt wird.

Zur Ausstellung sind drei Kataloge erschienen, die im Museumsshop erhältlich sind.

Dieter Göllner (KK)

Wahrheit von Staats wegen

Slowakisches Museum der Karpatendeutschen in Preßburg

Es ist fast einmalig – im diesem Staatlichen slowakischen Museum der Karpatendeutschen in Preßburg/Bratislava werden auch Enteignung und Vertreibung ehrlich dargestellt! Wo sonst? Passend befindet sich dieses kleine, feine Museum in einem schön renovierten Dreier-Ensemble historischer Bauten gleich unterhalb der Burg, nahe der Donau und der vielbefahrenen Straße nach Theben/Devin: Zizkova 14, Stadtteil Zuckermantel.

Am 20. November 2014 fand ebendort eine ansprechende Feier statt mit sehr hohen Vertretern der Slowakei – von Seiten der



Nehmet hin und lesed: Übergabe der Festschrift durch Direktor Ondrej Pöss

Bild: der Autor



Ein Museum, das schon von außen heimelig wirkt

Bild: Museum der Karpatendeutschen

Regierung – als auch dem Generaldirektor der Museen, dem österreichischen Botschafter, dem Kulturrat der Bundesrepublik Deutschland, Gästen aus dem In- und Ausland, den Vertretern aller fünf Regionalverbände des Karpatendeutschen Vereins mit Sitz in Kaschau/Kosice; einem Chor aus dem Hauerland, also der Mittelslowakei und Ur-Heimat des karpatendeutschen Museums, dessen Direktor Dr. Ondrej Pöss es auch gelungen ist, zwei Außenstellen und in Ober-Turz einen exemplarischen deutschen Bauernhof einzurichten.

Er hat das Museum auf- und ausgebaut, und ist jetzt auch wieder Vorsitzender des Karpatendeutschen Vereins. Seine Leistungen wurden mit hohen in- und ausländischen Auszeichnungen anerkannt, da sie

keineswegs selbstverständlich sind. Seine kompetente und dabei verbindliche Art hat entscheidend dazu beigetragen, dass es zu dieser vorbildlichen Entwicklung gekommen ist. Zahlreiche Veröffentlichungen, sowohl analog als auch digital, und eine gute museale Infrastruktur sind ebenso vorhanden wie eine Homepage mit allen notwendigen Inhalten.

Der Vormittag des Festtags war einer sehr gut besuchten Vortragsveranstaltung gewidmet: „Zwischen der Donau und dem Burgfelsen“ über die Geschichte des alten Preßburger Schloßgrundes. Zu diesem erfreulichen Anlass ist auch zeitgerecht eine stattliche dreisprachige Festschrift erschienen mit verlässlichem Inhalt und innovativer Gestaltung: auf 100 Seiten werden die rund 830 Jahre Geschichte der deutschen Volksgruppe von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Katastrophenjahr 1945 dargestellt, immer als Brücke zu den bis 1918 herrschenden Magyaren/Ungarn und den Slowaken. In den drei deutschen Hauptsiedlungsgebieten Preßburg, Hauerland und Zips waren sehr viele Bewohner dementsprechend dreisprachig.

Nach der Vertreibung der rund 150 000 Karpatendeutschen sind die fast 5000 Mitglieder des Karpatendeutschen Vereins in ihren 33 Ortsgruppen mit sechs Häusern der Begegnung bemüht, die Gegenwart und Zukunft der verbliebenen deutschen Volksgruppe zu sichern. Die auch in der Slowakei erfolgte schulische Umorientierung von Deutsch zu Englisch als erste Fremdsprache hat das, trotz der vielen Unternehmungen aus der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz, sehr erschwert. Schulpartnerschaften, die offene EU-Grenzen und viele örtliche Initiativen helfen!

Besuche im Karpatendeutschen Museum sind ein weiterer wichtiger Impuls, der in die Zukunft weist. Es lohnt sich!

Wolfgang Steffanides (KK)

Nachgeholtes Buchdebüt

Ottfried Graf Finckenstein: Möwen über dem Bruch. Verlag Finckenstein + Salmuth, Berlin 2014. 265 Seiten, 14,85 Euro

Der Schriftsteller wurde am 18. April 1901 als Sohn des späteren Reichstagsabgeordneten Konrad Graf Finck von Finckenstein auf Schloss Schönberg im Kreis Rosenberg geboren. Das Schloss, inmitten von Wäldern an einem See gelegen, wurde im 14. Jahrhundert vom Deutschen Orden erbaut und befand sich bis 1945 knapp 250 Jahre im Besitz der Familie von Finckenstein. Diese Umgebung muss den Jungen stark beeinflusst haben, seine Bücher werden sie später immer wieder beschwören.

Ab 1917 nahm der junge Graf noch als Offizier am Ersten Weltkrieg teil. Danach studierte er Nationalökonomie und wurde 1922 in Jena promoviert. Er war anschließend im Bankwesen tätig und lebte in Berlin, der Schweiz, den Niederlanden und in Nordamerika. Nach seiner Hochzeit 1934 zog er mit seiner Frau aufs Land, zunächst nach Ostpreußen und dann in die Nähe von Schönberg. In der heimatlichen Landschaft begann er zu schreiben und hatte bald Erfolg, in kurzen Abständen erschienen seine Werke. Sein 1936 erschienener Roman „Fünfkirchen“ trägt autobiographische Züge und schildert das ostpreußische Landleben bzw. das Leben einer Guts- und Dorfgemeinschaft. Ein Jahr später erschien die Novelle „Der Kranichschrei“, und einige Kurzgeschichten. 1938 folgte der mehrfach ausgezeichnete Roman „Die Mutter“, der in mehrere nordeuropäische Sprachen übersetzt wurde. Im gleichen Jahr erschien auch noch eine Sammlung von Gedichten. Es folgten in den nächsten Jahren der Roman „Dämmerung“, Novellen, Erzählungen und Hörspiele, und immer wieder spielt die Natur seiner Heimat eine wichtige Rolle. Verschiedene Auszeichnungen wie der Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig (1938) beweisen die Anerkennung, die Finckensteins Werke erfuhren.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde er ebenfalls als Offizier eingezogen, setzte aber nach der Vertreibung zunächst in Schleswig-Holstein sein schriftstellerisches Werk fort. Er war als Leiter des dortigen Landeskulturverbandes tätig, ging dann als Journalist nach Bonn und anschließend nach Chile. Zwischendurch war Ottfried Graf Finckenstein in den Bundesvorstand der Landsmannschaft Westpreußen gewählt worden und verantwortete zwischen 1951 und 1955 auch die Redaktion ihrer Zeitschrift „Der Westpreuße“.

1950 erschien der Roman „Schwanengesang“, der die Geschichte ost- und westpreußischer Adelsgeschlechter erzählt. Rasch aufeinander folgten weitere Werke wie Erzählungen und Essays oder Gedichte, die u. a. im „Ostpreußenblatt“ und im „Westpreußen-Jahrbuch“ erschienen. Mit seiner Frau Eva, die seit 1953 dem Deutschen Bundestag angehörte und später als Diplomatin tätig war, ging die ganze Familie mit den fünf Kindern dann nach Kanada. Dort lehrte der westpreußische Schriftsteller an der Universität Ottawa die deutsche Sprache. Am 23. November 1987 starb Ottfried Graf Finck von Finckenstein in Ottawa.

Sein Sohn Ottfried gab 1994 die Memoiren des Vaters unter dem Titel „Nur die Störche sind geblieben“ heraus. Zwanzig Jahre später erschien nun sein Erstlingswerk, das seinerzeit nicht als Buch veröffentlicht worden war. „Möwen über dem Bruch“ lief von Dezember 1933 bis Anfang Februar 1934 als Fortsetzungsroman in 46 Folgen in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, einer der bekanntesten deutschen Tageszeitungen. Deren Feuilletonredakteur war damals der aus Elbing stammende Schriftsteller Paul Fechter, der seinem jungen Landsmann damit den Weg als Autor ebnete. Finckensteins Tochter Maria hat achtzig Jahre später aus dem Zeitungsarchiv die einzelnen Folgen des Romans zusammengestellt, der hiermit erstmals als Buch vorliegt

und die Reihe der Finckensteinschen Werke sozusagen vervollständigt.

In der Handlung, die autobiographische Züge aufweist, spielt ebenfalls die vom Autor teils ausführlich beschriebene oder beschworene heimatliche Landschaft im Osten eine wichtige Rolle. Eberhard von Babenz, Sohn und Erbe einer alteingesessenen Familie, lebt nach dem Ersten Weltkrieg mit seiner jungen Frau in einer großen Stadt und ist hin- und hergerissen zwischen der dortigen „Moderne“ und der Verantwortung gegenüber dem Familienerbe, dem Gut im Osten, das er nur selten besucht und das dem Untergang geweiht scheint. Aus diesem Zwiespalt kann er sich nach etlichen Ver(w)irrungen befreien, um sich der Rettung des Gutes zu widmen. Dabei gibt ihm die Natur das Gefühl, in eine höhere Ordnung eingebunden zu sein, und ermöglicht ihm so auch endlich, Entscheidungen zu treffen.

Barbara Kämpfert (KK)

Reise ans Ende eines Volkes

Aleksander Rowinski: Zygielbojms Reise. Eine Spurensuche. Aus dem Polnischen von Agnieszka Karas. In Kooperation mit dem Verlag Roj, Warschau, fibre Verlag, Osnabrück 2015. 369 Seiten, 29,80 Euro

„Mit meinem Tod will ich den tiefsten Protest gegen die Untätigkeit, mit der die Welt zuschaut und die Ausrottung des jüdischen Volkes zulässt, zum Ausdruck bringen.“ Diese Worte stehen im Abschiedsbrief eines Mitglieds des Nationalrats der Republik Polen – Szmul Zygielbojm, der sich angesichts der Niederschlagung des Aufstands im Warschauer Ghetto am 12. Mai 1943 in London das Leben nahm.

Zygielbojm, geboren 1895, wuchs in der Armut einer großen jüdischen Familie in der Umgebung Lublins auf. Schon mit acht Jahren begann er zu arbeiten. Er wurde Politiker, ein Funktionär der jüdischen sozialistischen Partei „Bund“. Sie entsandte ihn im März 1942 aus dem New Yorker Exil als jüdischen Vertreter in den Nationalrat der polnischen Exilregierung nach London. Dort erreichten ihn die Informationen aus dem polnischen Untergrund über den be-

gonnenen Massenmord an den Juden. In den letzten Monaten seines Lebens versuchte Zygielbojm, diese Nachrichten in der freien Welt zu verbreiten sowie Öffentlichkeit und Regierende aufzurütteln.

Der Schriftsteller Aleksander Rowinski ist der Biographie Szmul Zygielbojms schon seit Ende der 1970er Jahre auf der Spur. Er recherchierte in Warschau, London, im Archiv des „Bundes“ in New York und sprach mit vielen Zeitzeugen. Mit einem überlebenden Bruder Zygielbojms bereiste er die Orte, an denen die Familie gelebt hatte.

Es entsteht ein faszinierendes Bild jüdischen Lebens in den Schtetlech Ostpolens zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Aber vor allem kommt Szmul Zygielbojm selbst zu Wort: Er hat einen Fragment gebliebenen Bericht über seine Reise in die freie Welt verfasst, eine kaum vorstellbare Reise: Im Januar 1940 aus dem besetzten Warschau über Krakau nach Berlin, quer durch Nazi-Deutschland, über Holland und Belgien. Dieser Bericht von Zygielbojms Reise, vor allem im Hinblick auf die Eindrücke und Erlebnisse bei seiner Fahrt durch Deutschland eine außergewöhnliche historische Quelle, erscheint hier erstmals in deutscher Sprache.

(KK)

Historiker werden alt, sind's aber nicht

Protokollbuch der Philosophischen Fakultät der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. 1916–1944. Herausgegeben, eingeleitet, kommentiert und mit einem bio-bibliographischen Anhang versehen von Christian Tilitzki. Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Band 30, herausgegeben von Udo Arnold. fibre Verlag, Osnabrück 2014. 702 Seiten, 58 Euro

Es bedurfte intensiver Arbeit in einer Zeitspanne von zehn Jahren, um dieses umfangreiche Quellenwerk fertigzustellen. Der Bundesbeauftragte für Kultur und Medien bewilligte 2009 ein Stipendium, mehrere Vorsitzende der Historischen Kommission engagierten sich, und zur Finanzierung trugen schließlich die Stiftung „Zukunft für Ostpreußen“ und die Stiftung

Königsberg im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft bei.

Nicht nur die Geschichte liegt immer weiter zurück – für die Universität Königsberg waren es 2014 siebzig Jahre seit ihrer Zerstörung im Sommer 1944, kurz nach der 400-Jahr-Feier –, sondern auch Historiker müssen alt werden, wie der Herausgeber Christian Tilitzki, Leopold von Ranke zitierend, in seinem Vorwort schreibt, um ein solches Werk für die Nachwelt aufzubereiten. Der Historiker Christian Tilitzki forscht u. a. zur ostpreußischen Geschichte und zur Universitätsgeschichte; zuletzt erschien „Die Albertus-Universität Königsberg. Ihre Geschichte von der Reichsgründung bis zum Untergang der Provinz Ostpreußen“ (2 Bände, 2012 und 2014).

Das Protokollbuch ist ein einzigartiges Zeugnis für das wissenschaftliche und kulturelle Leben an der Königsberger Albertina in den letzten drei Jahrzehnten ihrer Existenz. Es umfasst nicht nur die Philosophische Fakultät im heutigen Fachverständnis, sondern auch die damals ihr noch zugehörenden nationalökonomischen (bis 1921) sowie die natur- und agrarwissenschaftlichen Fächer (bis 1936). Besonders wichtig für Ostpreußen waren etwa die Institute für Agrikulturchemie, Tierzucht, Milchwirtschaft und Fischerei, aber auch – neben den üblichen Seminaren und Instituten für Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte etc. – das Seminar für Vor- und Frühgeschichte, das Institut für Heimatforschung und das Musikwissenschaftliche Seminar.

Nach einer umfangreichen Einleitung des Herausgebers mit ausführlichem wissenschaftlichem Apparat folgen als Hauptteil auf über 500 Seiten die insgesamt 267 Protokolle von 1916 bis 1944, ebenfalls mit einem detaillierten wissenschaftlichen Apparat. Eine wahre Fundgrube ist der sich anschließende „Catalogus Professorum“, der Lebens- und Werkinweise von 130 Professoren enthält, darunter so bedeutende Wissenschaftler wie Arnold Gehlen (Philosophie), Helmut von Glasenapp (Indologie), Alfred Heuß (Alte Geschichte), Konrad Lorenz (Vergleichende Psychologie), Josef Nadler (Neuere Literaturgeschichte), Hans Rothfels (Mittlere und Neuere Geschichte), Wolfgang Schadewaldt (Klassische Philologie) und Theodor Schieder (Neuere Geschichte). Dieser war auch von 1943 bis 1945 der letzte der zwanzig Dekane der Philosophischen Fakultät.

Eine Liste der Berufungen, Institute, Seminare und Quellen sowie ein Literatur- und ein über neunzig Spalten umfassendes Personenverzeichnis runden das Werk ab. – Der Historischen Kommission und dem Herausgeber des Werkes Christian Tilitzki ist hier ein Werk gelungen, das noch vielen Forschergenerationen gute Dienste leisten und die Königsberger Albertina im Gedächtnis halten wird.

(KK)

Dobrudscha in Bad Kissingen

Die Dobrudscha ist eine hügelige Steppen- und Waldlandschaft zwischen dem Unterlauf der Donau und dem Schwarzen Meer. Von 1396 bis 1878 war sie Teil des Osmanischen Reiches, seither gehört sie größtenteils zu Rumänien und ein kleinerer Teil zu Bulgarien. Ab 1841 siedelten Deutsche aus dem Zarenreich in der Dobrudscha und gründeten rund 40 Dörfer. Sie lebten inmitten einer ethnisch gemischten Bevölkerung. Im Laufe der knapp einhundertjährigen Siedlungsgeschichte dieser Kolonisten entwickelte sich eine verbindende Identität.

Die Deutschen in der Dobrudscha waren stets eine kleine Minderheit unter anderen Gruppen. Im Gefolge des Hitler-Stalin-Paktes sind 1940 nahezu alle rund 15 000 Deutschen von der Volksdeutschen Mittelstelle in Berlin ins Reich bzw. ins besetzte Polen umgesiedelt worden. Die in Polen Angesiedelten flüchteten im Januar 1945 vor der heranrückenden Roten Armee westwärts. Nach Gründung der zwei deutschen Staaten organisierten sich die Dobrudschadeutschen lediglich in Westdeutschland in landsmannschaftlichen Vereinigungen, organisierten Treffen, gaben heimatkundliche Periodika und Ortsmonographien heraus.

Ein Seminar am Heiligenhof in Bad Kissingen folgt vom 6. bis zum 8. Februar den Spuren dieser deutschen Siedler und soll ihr räumliches, ethnisches und konfessionelles Umfeld nachzeichnen.

Anfragen und Anmeldungen sind unter dem Stichwort „Dobrudscha“ ab sofort möglich: Der Heiligenhof, Alte Euerdorfer Straße 1, 97688 Bad Kissingen, Fax 0971 / 7147-47 oder hoertler@heiligenhof.de.

(KK)



„Wenn ich irgendwo völlig genese“

Diese Hoffnung hegte Adalbert Stifter im Böhmerwald, ihr darf man jetzt in einem Museum frönen

Ein Steig, ein Bayernwalddenkmal, ein Rad- und Wanderweg, sogar ein „Kunst- und Literaturwanderweg-System“ sind nach Adalbert Stifter benannt. Seit kurzem auch das einzige diesem Dichter gewidmete Museum auf deutschem Boden, „Stifter und der Wald“, die Gedenkstätte Rosenberger-Gut in Lackenhäuser. Um genau zu sein: Das Museum gab es schon. Seit Mitte September aber ist es, durchaus muster-gültig, zum Literaten-Memorial umgestaltet. Das geschmackvolle zeitgerechte Design übertrifft ästhetisch und inhaltlich alle Erwartungen an eine Einrichtung mit dem Schwerpunkt Heimatschrifttum.

Womit Adalbert Stifter (1805–1868) keineswegs als Heimatschriftsteller abgestempelt werden soll. Seine Bedeutung als späto-romantischer Schriftsteller von Rang reicht weit über die Grenzen seiner sowohl böhmisch als auch österreichisch, nicht zuletzt bayrisch geprägten Herkunftslandschaft hinaus. Stifter selbst ließ keinen Zweifel aufkommen, dass ihn seine Wurzeln, die nun

einmal im Dreissesselgebiet im Bayrischen und Böhmerwald liegen, über die Enge eines standortgebundenen Schriftstellers hinauswachsen ließen. „Meine ganze Seele hängt an dieser Gegend“, schrieb er. Und: „Wenn ich irgendwo völlig genese, so ist es dort.“

Dieses Stifter-Zitat hat sich das im Böhmerwald liegende Museum im nahen Schwarzenberg als Werbeslogan zu Eigen gemacht. Doch lag Stifters „zweite Heimat“ in Lackenhäuser. Darauf wird der Besucher beim Betreten der schon äußerlich schmucken Gedenkstätte in den Räumen des „Ladenstöckls“ im Seitenflügel des Rosenberger-Guts hingewiesen. Im Erdgeschoß wird er über die Hausgeschichte informiert. In den beiden Obergeschossen erhält er Einblick in das Leben von Adalbert Stifter, seine Aufenthalte im Rosenberger-Gut und sein künstlerisches Werk.

Wie und wann kam der Verfasser der Romane „Abdias“, „Witiko“ (dessen dritter Band weitgehend hier entstand) oder

„Der Nachsommer“, vieler Erzählungen und Essays in die Abgeschiedenheit von Lackenhäuser, etwa 50 Kilometer von Passau entfernt? In dem 1818 errichteten Gutsgasthof der Händlerfamilie Rosenberger stieg der durch den angrenzenden Wald streifende Dichter gern ab. Mit Franz Xaver, dem Sohn des Erbauers Matthias Rosenberger, freundete er sich an. 1855 empfahl der Arzt Stifter einen längeren Kuraufenthalt. Des Patienten Wahl fiel auf „die Lakerhäuser“, wie Stifter den bevorzugten Ort seines Bayernwald-Aufenthaltes nannte. Im „Ladenstöckl“ fühlte er sich wohl. Mehrmals gewährte ihm hier sein Gönner Herberge. 1856, 1860, 1862, 1863 logierte Stifter über einen längeren Zeitraum hier. Monatelang blieb er in den Jahren 1864 bis 1866, gesundheitlich schon schwer angeschlagen, bei den Rosenbergers.

Der letzte Aufenthalt im Gut des Lackenhäuser Freundes ist mit einem dramatischen Ereignis verbunden. 1867, kurz vor seinem Tod, verarbeitete er es in dem autobiografischen Text „Aus dem Bairischen Walde“. Die Münchner Autorin und Regisseurin Petra Morsbach nahm diesen Sommer als Sujet für den 56-minütigen Film „Der Schneesturm“. Ein solcher hatte den geschwächten, depressiv gewordenen, bald von Selbstmordgedanken zermürbten Dichter davon abgehalten, seine unversehens erkrankte Frau in Linz aufzusuchen. Im Museum ist der eindrucksvolle Film, der ein starkes Porträt des gealterten, siechen Adalbert Stifter zeichnet, in voller Länge zu sehen.

Läuft der Film in einem engen abgedunkelten Raum – der Niedergeschlagenheit des Protagonisten gemäß –, sind die anderen Räume, im unteren Bereich ist es das ehemalige Gewölbe, mit Ausnahme des der Stifterschen Frauen-Problematik gewidmeten, hell und weit. Um unters Dach zu einer chronologisch geordneten Stifter-Werk-Schau mit in Glas-Nischen liegenden Erstausgaben zu gelangen, nimmt

man gern eine schmale, steile Treppe. Am Beispiel des Erzählbandes „Bunte Steine“ (1853) wird demonstriert, welchem Wandel die Ausgaben des wohl populärsten Buches Adalbert Stifters allein vom Cover her unterlegen sind. Eine im Regal in einer noblen Lounge fein zusammengestellte Stifter-Bibliothek lädt zum verweilenden Lesen, zumindest An-Lesen ein. Namentlich die Kinder verlockt eine Schreib-Werkstatt mit Stempelstation zum Erproben der Schrift, die Stifter benutzte: der „Kurrent“.

Museumsleiterin Monika Süß, die ihr reiches Wissen bereitwillig an große und kleine Besucher weitergibt, hat Freude an den „lustigen Seiten“, die sie den ertragreichen Lackenhäuser-Aufenthalten Adalbert Stifters abgewinnen kann. Darunter ist die Geschichte von den Semmeln, die sich der berühmte Kurgast regelmäßig aus Linz



Verlorenheit und Vertrautheit kommen bei Stifter so zusammen wie in dieser Illustration zur Erzählung „Bergkristall“, 1845 erschienen

Bilder: der Autor

hatte schicken lassen, um sich auch beim täglichen Frühstück heimisch zu fühlen. So eine Semmel-Attrappe kann man sich, verbunden durch ein Kabel, ans Ohr halten und solchen Schnurren lauschen, die jede Biographie würzen.

Höhen und Tiefen, Lustiges und Tragisches, Erhebendes und Niederdrückendes kennzeichnen des „Böhmerwalddichters“ Lebensgang von Oberplan über Kremsmünster, Wien und Linz mit den inspirie-

renden Abstechern an den bayrischen Dreisesselberg. Die Architekten haben dieses Moment aus der Stifter-Vita, neben anderen belegbaren Episoden, sinnfällig gemacht – durch die Veranschaulichung des Dichter-Ausspruchs „Waldwege steht hinter Waldwege, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet“. Wie schön, dass alle Texte in Deutsch und Tschechisch gehalten sind.

Hans Gärtner (KK)

Der Seher ließ es beim Sehen nicht bewenden

Ludwig Meidner zeichnete und malte, seine Gesichter und Gesichte sind in Regensburg zu sehen

Unter dem Titel „Propheten, Büber, Betende“ zeigt das Kunstforum Ostdeutsche Galerie bis zum 8. März 2015 aus dem Bestand der eigenen umfangreichen grafischen Sammlung 16 Blätter und zwei Bücher des expressionistischen Künstlers Ludwig Meidner (1884–1966). Hauptthema der Kunstwerke sind religiöse Gestalten – eine im Expressionismus durchaus häufige Typologie, die in Meidners grafischem Werk eine reizvoll widersprüchliche Ausformung erfährt.

Die Entwicklungen während des Ersten Weltkriegs – vor allem in den Jahren 1915 und 1916 – hatten dazu geführt, dass der in einem jüdischen, säkular geprägten Elternhaus aufgewachsene Künstler sich von einem kritischen Atheismus ab- und der Religion zuwandte; von da an setzte er sich intensiv mit Propheten, Bübern, Betenden und Sibyllen auseinander. Dieses Thema sollte ihn in seiner künstlerischen Arbeit begleiten bis zum Lebensende.



Ein Wink, ein Zuwinken, ein Abwinken? Ludwig Meidner, Selbstbildnis im Tallith

Bilder: Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Ludwig-Meidner-Archiv, Jüdisches Museum der Stadt Frankfurt



*Inständigkeit wie gemalt:
Ludwig Meidner, Beter*

In der Ausstellung im Kunstforum Ostdeutsche Galerie kann man sich vor Werken mit Titeln wie „Beter“, „Prophet vor apokalyptischer Landschaft“, „Klagende vor untergehender Stadt“ davon überzeugen. Die Eindrücke des Ersten Weltkriegs spiegeln sich hier zusätzlich. Zur Leitfigur wurde bei den Werken dieser Schaffensphase der Prophet aus dem Alten Testament, ein von Gott berufener Seher und Mahner, der das vom rechten Glauben abgefallene Volk zur Umkehr aufruft. Inspirationen bezog Meidner vor allem aus den Propheten- und Psalmenbüchern sowie anderen religiösen Schriften.

Bis zum Jahr 1922 ließ Meidner in seiner Kunst keinerlei konfessionelle Einschränkungen gelten. Er erlebte den neu gewonnenen Glauben intensiv, manchmal sogar ekstatisch, was da und dort auch in seiner Bildsprache deutlich wird. Später konzentrierte er sich auf das orthodoxe Judentum, dessen Gebete und Riten er selbst streng praktizierte.

Der im Jahr 1884 in Bernstadt an der Weide in Schlesien geborene Ludwig Meidner ist ein Vertreter des deutschen Expressionismus, apokalyptische Landschaften und

Portraits waren seine Schwerpunkte. Dies zeigt sich auch in den 16 hier gezeigten Blättern, wo Propheten (z. B. Jeremias), Büber, Beter sowie auch Selbstbildnisse (u. a. als Judas Ischarioth) den Hauptanteil ausmachen. Dazu hat Meidner auch zwei Bände mit religiöser Dichtung geschaffen, die er natürlich selbst illustriert hat. Vor allem mit den Propheten-Figuren wollte der Künstler in der hoffnungslosen Zeit des Ersten Weltkriegs aufrütteln und mahnen.

Während Meidner bis Anfang der 20er Jahre etwa in den Tuschezeichnungen noch den Fokus auf die Figuren und eine bestimmte Gestik legte, sodass sie an alte Drucke oder Holzschnitte erinnern, wirken spätere Werke sehr viel weicher, die ganze Figur gewinnt an Bedeutung – auch durch eine veränderte Technik (z. B. Kreide und Rötel). In der NS-Zeit galten seine Bilder als „entartete Kunst“.

Meidner ging im Jahr 1939 nach London ins Exil, wo er Zuflucht in einer orthodoxen jüdischen Gemeinde fand. „Das Heilige und Ewige wurde mein bevorzugtes Thema, und wenn ich auch vor allem Portraitist bin, so weilt meine Liebe und ganze Hingabe bei jenen religiösen Themen, die auf eine einfache, deutliche und würdige zeichnerische Formulierung zu bringen immer mein Wunsch gewesen ist“, beschrieb Meidner sein Schaffen im Jahr 1960. Im Jahr 1953 war er wieder nach Deutschland zurückgekehrt und starb in Darmstadt.

Diese zehnte Ausstellung der Reihe „Schaufenster“ ist vorerst auch die letzte, da Dr. Agnes Matthias, die bisherige Sammlungsleiterin Grafik am Kunstforum Ostdeutsche Galerie, zum 1. Oktober 2014 nach Dresden gewechselt ist und die künftigen Schwerpunkte in Sachen Grafiksammlung der/die Nachfolger(in) festlegen wird. Natürlich gibt es auch zu dieser Ausstellung einige Veranstaltungen, Informationen dazu unter 0941-297140 oder info@kog-regensburg.de.

Markus Bauer (KK)

Der Mensch ist nicht im Bild

Sondern er malt es: Ernst Kolbe, ein Impressionist aus Westpreußen

Das Westpreußische Landesmuseum, das im Dezember 2014 an seinem neuen Standort in Warendorf eröffnet wurde (siehe auch unser voriges Heft), ist nicht nur wegen seiner Dauerausstellung „Begegnungen mit einer deutsch-polnischen Kulturregion“ einen Besuch wert. Bis April ist im ehemaligen Franziskanerkloster auch die Sonderausstellung „Ernst Kolbe – Ein Impressionist aus Westpreußen“ zu besichtigen. Die mehr als 30 ausgestellten Arbeiten des Malers stammen aus der Gemäldesammlung des Hauses.

Ernst Kolbe wurde in Marienwerder, Westpreußen (dem heutigen Kwidzyn), geboren. Ab 1895 studierte er Malerei und Zeichnung an der Königlichen Akademie der Künste in Berlin beim Genremaler Julius Ehrentraut und beim Landschaftsmaler Paul

Vorgang. 1899 trat Kolbe in das Atelier des Landschaftsmalers Eugen Bracht ein, dem er 1902 als Meisterschüler nach Dresden folgte. Er zählte bald zu jenen ausgewählten Bracht-Schülern, die schon während der Studienzeit auf den großen Kunstausstellungen wahrgenommen wurden. An der Dresdner Kunstakademie wurde er 1903 mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet.

1906 kehrte er nach Berlin zurück, wurde Mitglied des Vereins Berliner Künstler und war in Steglitz freischaffend tätig. Da Berlin sich am Anfang des 20. Jahrhunderts unter dem Einfluss der Secession zu einem wichtigen Kunstzentrum von europäischem Rang entwickelte, nahm Kolbe die Gelegenheit wahr und widmete sich dem „subjektiven Naturalismus“. Im Rahmen der Großen Berliner Kunstausstellung im Jah-



Der Himmel ist größer als das Meer, und alles Menschenwerk, das von diesem in jenen ragt, kann nur schräg sein: Ernst Kolbe, Fischkutter in voller Fahrt (Stolpmünde)

Bilder, auch Titel und Seite 17: Westpreußisches Landesmuseum

re 1912 richtete Kolbe eine Sonderschau nur mit seinen Werken ein. 1913 erhielt er den Preis der Julius-Helfft-Stiftung, die Stipendien an besonders begabte Landschaftsmaler vergab. Im Jahr 1914 schuf er in der Brandenburghalle des Schöneberger Rathauses fünf große Wandbilder.

Am Ersten Weltkrieg nahm Ernst Kolbe als freiwilliger Krankenpfleger in Polen, Serbien und Frankreich teil, seine künstlerische Arbeit ruhte. Als im Jahre 1943 seine Berliner Wohnung ausgebombt wurde, zog Ernst Kolbe zu seiner Tochter nach Rathenow/Havelland, wo er auch starb.

Ernst Kolbe zählt mit seinem Werk zu den impressionistischen Künstlern des frühen 20. Jahrhunderts, die heute – mit Ausnahme ihrer bekannten Vertreter wie Max Liebermann, Lovis Corinth oder Max Slevogt – überwiegend vergessen sind. Die erfolgreichsten und produktivsten Jahre seiner künstlerischen Laufbahn fielen in die Zeit von 1920 bis 1930. Von Berlin aus unternahm der Künstler zahlreiche Studienreisen ans Meer sowie ins Gebirge im In- und Ausland. Beliebte Motive waren neben der pommerschen Landschaft, der

Ostseeküste von Lübeck bis Danzig, den Tiroler Bergen und den Dünen auf Sylt auch die Innenräume der Fischer- oder Patrizierhäuser, wie etwa die des Uphagenhauses in Danzig. Darüber hinaus war Kolbe als Lithograph tätig.

Als Schüler von Eugen Bracht entwickelte Kolbe ein ausgeprägtes Empfinden für das Landschaftliche. In seinen Arbeiten stellte er sowohl den tatsächlich erlebten Raum dar als auch die nicht sichtbare – jedoch spürbare – Dimension der Natur. Bilder wie „Bergwiese vor dem Ortler in Tirol“, „Der Hafen von Stolpmünde“ und „Die Ostsee bei Kahlberg in Westpreußen“ weisen Kolbe als ausdrucksstarken Impressionisten aus. Seine Malweise ist u. a. durch die kontinuierlich heller werdende Farbpalette sowie durch breite Pinselstriche geprägt. Mit Form, Licht und Farbe schuf er stimmungsvolle Landschaftsbilder und beeindruckende Naturstudien. Menschen hingegen spielen in Kolbes Arbeiten keine große Rolle. Sein Lieblingsmotiv war die Ostseelandschaft, die ihn immer wieder faszinierte.

(KK)

Auf dem Sande ragt ein Portal

In Breslau wurde es erneuert und erneut geweiht

Am ersten Advent 2014, dem 30. November, wurde in einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche Maria auf dem Sande in Breslau deren restauriertes West- und Hauptportal nach mehrmonatiger Arbeit geweiht.

Der emeritierte Erzbischof von Breslau, Henryk Roman Kardinal Gulbinowicz, feierte mit seinen Conzelebranten, dem infulierten Prälaten Professor Dr. Józef Pater und dem Propst der Kirche, Prälat Stanislaw Pawlaczek, und weiteren Ministranten die Heilige Messe. Nach ihrem Einzug begrüßte der Kardinal die zahlreichen Gottesdienstbesucher, die sich trotz der

großen Kälte in der Kirche eingefunden hatten. Unter ihnen befand sich der erste Stellvertreter des Stadtpräsidenten Dutkiewicz, der sich an diesem Sonntag der Stichwahl stellen musste, Adam Grehl, der von Katarzyna Hawrylak-Brzezowska, der Leiterin der Breslauer Denkmalbehörde, begleitet wurde. Außerdem war der ehemalige Woiwode Aleksander Skorupa ebenso gekommen wie der Prorektor für Internationale Zusammenarbeit und Wissenschaft der Universität Breslau, Professor Dr. Adam Jezierski. Das Deutsche Generalkonsulat in Breslau wurde von der Konsulin Ursula

Elbers vertreten, während Dr. Martin Kügler an Stelle des Direktors des Schlesischen Museums zu Görlitz anwesend war. Der Woiwode Tomasz Slomarz entschuldigte sich wegen einer dienstlichen Verpflichtung.

Der Kardinal dankte dem Projektleiter Professor Dr. Rudolf Lenz für die gelungene Restaurierung des Westportals und erwähnte, dass die Stadt Breslau ihm zahlreiche Restaurierungsprojekte zu verdanken habe. Prälat Pawlaczek begrüßte anschließend sehr herzlich Kardinal Gulbinowicz, der trotz des unwirtlichen Wetters gekommen sei, um die Heilige Messe zu zelebrieren und um dem Herrn für das gelungene Werk der Restaurierung des Portals zu danken. Er schloss alle Mitwir-

Man muss wissen, was war: das Portal vor der Restaurierung

Bilder: Rudolf Lenz



Damit man weiß, was geworden ist: das restaurierte Portal



kenden an diesem Projekt in sein Gebet ein, berichtete kurz über die Geschichte der Kirche, ihre Zerstörung und ihren Wiederaufbau und betonte, dass das Gotteshaus weiterhin der Pflege bedürfe. Die Restaurierung des Hauptportals unterstreiche die ursprüngliche Schönheit der Kirche. Die Tür gehöre wohl zu den ältesten noch existierenden Türen Breslaus und sei ein Symbol für den Übergang in das Reich Gottes; das Durchschreiten dieser Tür gleiche einer Wanderung in den Himmel.

Nach seinen Worten bat Prälat Pawlaczek Professor Dr. Rudolf Lenz und Anna Jezierska an den Altar, wo beide herzlich vom Kardinal begrüßt wurden. Der Projektleiter sprach im Folgenden zur Geschichte der Kirche und ihrem Portal. Anna Jezierska, die die Rede übersetzt hatte, trug sie in

polnischer Sprache vor. Im Anschluss an diese Einführung erfolgte die Weihe des restaurierten Westportals, die unter großer Anteilnahme der Gottesdienstbesucher durch Kardinal Gulbinowicz vollzogen wurde, wobei ihm Prälat Professor Dr. Pater assistierte. Die in das Gotteshaus Zurückkehrenden empfing der Chor „Vox Clemens“ mit der Kantate „In dulce júbilo“ von Dietrich Buxtehude zur Feier des ersten Advent, wie er auch den gesamten Gottesdienst musikalisch begleitete.

Seine kurze Predigt verband Prälat Professor Pater mit einer Danksagung an den Projektleiter. Anschließend zelebrierten Kardinal Gulbinowicz, Prälat Professor Pater und Prälat Pawlaczek mit Unterstützung der Ministranten die Heilige Messe. Mit dem Segen des Kardinals wurden die Gottesdienstbesucher entlassen. Die eindrucksvolle Persönlichkeit des Kardinals verlieh dem Gottesdienst eine ganz eigene Würde und Feierlichkeit.

Joanna Banachowicz (KK)

KK-NOTIZBUCH

Schon seit zehn Jahren lädt das **Prager Literaturhaus deutschsprachiger Autoren** zum Kennenlernen deutsch-tschechischer Literatur ein. Gegründet wurde es 2004 von der letzten deutsch-schreibenden Prager Schriftstellerin Lenka Reinerová, dem ehemaligen tschechischen Botschafter in Deutschland, Frantisek Cerny, und dem Vorsitzenden der Franz Kafka Gesellschaft, Kurt Krolop. Ziel war von Anfang an die Förderung der Wahrnehmung und die Wiederbelebung der deutschsprachigen literarischen Tradition aus den böhmischen Ländern. Aber auch Dichter der Gegenwart erhalten durch Stipendien des Literaturhauses die Möglichkeit, Prag für sich zu erschließen und ihren Blick auf die Stadt und das Land einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren.

Das **Siebenbürgische Museum Gundelsheim** präsentiert den Grafikzyklus „Der Weltkrieg – Ein Totentanz“ des aus Kronstadt stammenden Künstlers und Kriegsberichterstatters **Ludwig Hess-**

haimer (1872–1956). Hesshaimer war eingeladen, dem Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajewo eine Grafikmappe zu überreichen, wurde so Zeuge des Attentats und sodann als Kriegsberichterstat-ter vier Jahre lang der furchtbaren Ereignisse auf den Schlachtfeldern Ost- und Südosteuropas, die er in visionäre Bilder gebannt hat.

In der **Galerie der KünstlerGilde** am Alten Rathaus in Esslingen sind vom 4. Februar bis zum 7. März Malerei und Collagen von **Heidrun Füssenhäuser**, geboren 1943 in Cham, zu sehen.

Die **Sudetendeutsche Landsmannschaft Düsseldorf** lädt zu einer von Rüdiger Goldmann geleiteten Begegnungs- und **Kulturreise nach Böhmen** vom 10. bis zum 17. September per Bus ab Düsseldorf ein. Telefonische Auskünfte und Anmeldung bei Karin Fuhrmann (02159/7375) und Rüdiger Goldmann (0211/7005150).

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Auf Initiative des fördernden Staatsministeriums erscheint es erstmals komplett vierfarbig.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**